

(Nachdruck verboten.)

26]

Das Duell.

Roman von A. Kuprin.

Einzig autorisierte Uebersetzung von Adolf Gese.

Endlich brach der 15. Mai an, an welchem laut Bestimmung des Korpskommandeurs die Besichtigung stattfinden sollte. An diesem Tage ließen die Unteroffiziere die Mannschaften aller Kotten, mit Ausnahme der fünften, um vier Uhr aufstehen. Trotz des warmen Wetters zitterten die müden, gähnenden Soldaten in ihren dünnen Hemden. Im freundlichen Licht des rosigen, wolkenlosen Morgens sahen ihre Gesichter grau, blank und kläglich aus.

Um sechs Uhr erschienen die Offiziere bei den Kotten. Die Stellzeit des Regiments war auf zehn Uhr festgesetzt, aber nicht einem Kottenkommandeur, mit Ausnahme Stelkowskis, kam der Gedanke in den Kopf, die Leute vor der Besichtigung auszuschlafen und sich ausruhen zu lassen. Im Gegenteil, an diesem Morgen wurde ihnen mit besonderer Hartnäckigkeit und besonderem Eifer die „Literatur“ und die Schießinstruktion eingetrichtert, besonders dicht flogen gemeine Schimpfworte durch die Luft, und heftiger als gewöhnlich wurden Stöße und Ohrfeigen ausgeteilt.

Um neun Uhr „stellten“ die Kotten fünfhundert Schritt vor dem Lager. Hier standen schon in langer, gerader Linie eine halbe Werst voneinander entfernt sechzehn als Points befohlene Unteroffiziere mit bunten Nichtfähnchen am Gewehr. Der Adjutant, Leutnant Nowako, einer der Haupthelden des Tages, jagte zu Pferde diese Linie auf und nieder, richtete sie aus und sprengte mit verrücktem Geschrei und schlaffen Bügeln, die Mütze auf dem Hinterkopf, in Schweiß gebadet und rot vor Aufregung hin und her. Sein Säbel schlug dem Pferde verzweifelt gegen die Rippen, und das weiße, magere, bei seinem Alter dicht mit grauen Flecken überfärbte, auf dem rechten Auge starblinde Pferd schlug krampfhaft mit dem Stummelschwanz und gab im Takt zu seinem unförmlichen Galopp kurze, abgerissene, knallende Töne von sich. Heute hing von Leutnant Nowako sehr viel ab: nach seinen Points mußten sich sämtliche sechzehn Kotten des Regiments in tadelloser Linie aufstellen.

Genau zehn Minuten vor zehn kam die fünfte Kotte aus dem Lager. Mit festen, kurzen, schnellen Schritten, von denen der Boden gleichmäßig zitterte, gingen diese hundert Soldaten, lauter ausgesucht junge, geschickte, stattliche Burschen mit frischen, reingewaschenen Gesichtern, die Mützen ohne Schirm, die verwegen auf das rechte Ohr geschoben waren, angesichts des ganzen Regiments vorüber. Kapitän Stelkowski, ein kleiner, sehniger Herr in sehr weiten Bein Kleidern, ging nachlässig und nicht im Schritt etwa fünf Schritt seitwärts vom rechten Flügel, neigte lustig blinzeln den Kopf bald auf die eine, bald auf die andere Seite und achtete auf die Richtung. Der Bataillonskommandeur, Oberstleutnant Lech, der sich wie alle Offiziere von frühmorgens an in einem nervösen Zustande grundloser Erregung befand, wollte wegen des späten Erscheinens auf dem Plage mit Geschrei auf ihn losfahren, Stelkowski aber zog kalblütig die Uhr, sah nach ihr und erwiderte kühl, fast nachlässig:

„Im Befehl ist die Stellzeit um zehn Uhr bestimmt, jetzt ist es drei Minuten vor zehn. Ich halte mich nicht für berechtigt, die Leute noch extra zu drangsaliieren.“

„Reden Sie nicht!“ heulte Lech, schwenkte die Hand und hielt sein Pferd an. „Bitte, schweigen Sie, wenn man Ihnen dienstliche Bemerkungen macht!“

Er begriff aber trotzdem, daß er unrecht hatte, ritt sofort davon und stürzte sich grimmig auf die achte Kotte, in der die Offiziere den Inhalt der Tornister nachsahen:

„Se, was ist das für ein Blödsinn! Wollen Sie einen Vagor eröffnen? Einen Kramladen? Daran hätten Sie früher denken sollen! Ans Ankleiden!“

Um viertel elf begann man die Kotte auszurichten. Das war ein langwieriges, heißes und mühsames Geschäft. Von einem Point zum anderen wurden an Pfählen lange Bindfäden gezogen. Jeder Soldat des ersten Gliedes mußte mit mathematischer Genauigkeit mit den Enden der Fußspitzen die

Schnur berühren — darauf beruhte die besondere militärische Säneid. Aber das war noch nicht alles: es wurde verlangt, daß der Gewehrkolben dicht am rechten Fuß, die Kolbenspitze mit der Fußspitze auf gleicher Höhe stände und daß die Haltung aller Oberkörper genau die gleiche war. Die Kottenkommandeure gerieten außer sich, särien: „Zwanow, mit dem Oberkörper vor! Sjerofchtan, die rechte Schulter zurück! Die linke Fußspitze zurück! Noch mehr! . . .“

Um halb elf Uhr kam der Regimentskommandeur. Er saß auf einem riesigen, stattlichen, braunen, dunkelgefleckten Wallach, dessen Beine bis zu den Knien weiß waren. Oberst Schulgowitsch gewährte zu Pferde einen achtungsgebietenden, fast majestätischen Anblick und saß fest, wenn auch sehr infanteriemäßig mit allzu kurzen Steigbügeln im Sattel. Er begrüßte das Regiment und schrie mit eingebildet lustiger Stimme:

„Guten Tag, wackere Burschen! . . .“

Romaschow dachte an seinen vierten Zug und besonders an die schwächliche Knabengestalt Chlebnikows und konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. In der Tat, wackere Burschen!

Unter den Klängen der Regimentsmusik, die den Präsentiermarsch spielte, wurden die Fahnen gebracht. Es begann eine Zeit quälender Erwartung. Weit vorne bis zum Wahnhof, auf dem der Korpskommandeur erwartet wurde, zog sich eine Postenfette hin, die die Ankunft des Vorgesetzten melden sollte. Mehrmals erhob sich falscher Lärm. Schnell wurden die Pfähle mit Bindfäden herausgezogen. Das Regiment richtete sich nochmals aus, schloß sich zusammen und verharrte in Erwartung. Aber es vergingen einige schwere Minuten, und man ließ die Leute sich wieder rühren, nur durfte die Stellung der Füße nicht verändert werden. Vorn, dreihundert Schritt vom Regiment, schimmerten in hellen, bunten Farben Damenkleider, Sonnenschirme und Hüte: dort standen die Regimentsdamen, die sich versammelt hatten, um die Parade anzusehen. Romaschow wußte sehr gut, daß Schurotschka in dieser glänzenden, gleichsam festtäglichen Menge nicht zugegen war, aber wenn er hinsah, spürte er jedesmal ein kaltes Gefühl im Herzen und mußte infolge grundloser, eigentümlicher Erregung schnell atmen.

Plötzlich flog wie der Wind ein hastiges, kurzes Wort erschreckt die Reihen entlang: „Er kommt, er kommt!“ Allen wurde mit einemmal klar, daß die richtige, ernste Minute da war. Die seit dem frühen Morgen geschundenen und von der allgemeinen Unruhe erfahnten Soldaten nahmen ganz von selbst schnell Richtung, zogen die Uniformen zurecht und räusperten sich unruhig.

„Regiment stillgestanden!“ kommandierte Schulgowitsch. Romaschow schielte nach rechts und sah in der Ferne am Ende des Feldes einen kleinen, dichten Knäuel kleiner Reiter, die in leichten, gelben Staubwolken sich schnell dem Regiment näherten. Schulgowitsch ritt mit strengem und begeistertem Gesichtsausdruck von der Mitte des Regiments eine mindestens viermal größere Entfernung vor, als nötig war. Mit der schweren Kunst des Temps kokettierend, hob er seinen silbernen Bart hoch, blickte die schwarze, unbewegliche Masse des Regiments mit drohendem, frohverzweifeltem Blick an und schrie mit langgedehnter, über das ganze Feld hinschallender Stimme:

„Regiment, Ach—tung! Prä—sen—tiert — das . . . —“

Er machte absichtlich eine lange Pause, wie wenn ihm seine ungeheure Macht über diese Hunderte von Menschen einen besonderen Genuß bereitete und als wollte er diesen kurzen Genuß noch verlängern, und brüllte dann plötzlich ganz rot vor Anstrengung, während seine Adern am Hals schwellen, aus voller Brust:

„Eins — zwei! Schwär! . . .“

Eins — zwei! Klatschten die Hände an den Gewehrriemen und klapperten die Kiegel am Koppelschloß. Vom rechten Flügel klangen lustige, abgerissene Klänge des Präsentiermarsches herüber. Wie scherzende, lachende Kinder liefen in einem Haufen mutwillige Flöten- und Klarinettenklänge; mit triumphierender Feierlichkeit riefen und sangen die hohen Trompeten; dumpfe Trommelschläge trieben die glänzende Schar zur Eile, und die schweren Bassamentöne, die nicht recht mitkommen konnten, brummen mit ihren tiefen, ruhigen,

samtweihen Stimmen. Auf der Station pfiß langgedehnt, dünn und rein die Lokomotive, und dieser neue, weiche Klang vermischte sich mit den triumphierenden, metallenen Tönen der Kapelle, verschmolz mit ihnen zu einer prächtigen, fröhlichen Harmonie. Eine kühne, verwegene Welle ergriff plötzlich Komaschows Inneres und hob es leicht und angenehm empor. Mit durchdringender, lustiger Deutlichkeit sah er mit einemmal den infolge der Hitze blaßblauen Himmel, und das goldene, in der Luft zitternde Sonnenlicht und das warme Grün der fernen Felder — als wenn er das früher nicht bemerkt hätte — und fühlte sich plötzlich jung, stark, behende und stolz im Bewußtsein, daß er zu dieser hübschen, unbeweglichen, mächtigen Menschenmenge gehörte, die durch einen unsichtbaren Willen geheimnisvoll zusammengeschiedet war.

Schulgowitsch hielt den bloßen Degen dicht am Gesicht und sprengte den Ankommenden in schwerem Galopp entgegen.

Durch die grob-fröhlichen, kriegerischen Musikklänge hörte man die runde, volle Stimme des Generals:

„Guten Tag, erste Rottel!“

Die Soldaten schrien alle auf einmal krampfhaft und laut zurück. Und wieder pfiß auf der Station die Lokomotive — diesmal kurz, abgerissen, schüchtern und gleichsam eifrig. Der Korpskommandeur begrüßte der Reihe nach alle Rotten und ritt langsam die Front entlang. Schon sah Komaschow ganz deutlich seine schwere, aufgedunsene Gestalt mit großen Querfalten im Vordertheil der Brust auf dem fetten Bauch, und das große, quadratische Gesicht, das den Soldaten zugewandt war, und die Satteldede mit elegantem Monogramm auf einem stattlichen, grauen Pferde, und die Knochenringe des Sprengriemens, und den kleinen Fuß in niedrigem Lackstiefel.

„Guten Tag, sechste!“

Die Leute um Komaschow schrien übermäßig laut, als wenn sie von ihrem eigenen Geschrei plagten. Der General saß sicher und nachlässig auf seinem Pferde, das mit blutunterlaufenen, gutmütigen Augen den Hals hübsch gebogen hielt, tnirschend auf dem Stangenzaum herumbiß, losen weißen Schaum aus dem Maule herumwarf und in leichtem, tänzelndem, elastischem Schritt ging. Er hatte graue Schläfen und einen schwarzen Bart; „der muß gefärbt sein“, blühte es Komaschow durch den Kopf.

Der Korpskommandant blickte durch seinen goldenen Kneifer mit dunkeln, ganz jugendlichen, klugen und spöttischen Augen in jedes auf ihn gerichtete Augenpaar. Jetzt war er neben Komaschow und legte die Hand an den Mützenkirm. Komaschow stand ausgestreckt mit straffen Beinmuskeln fest da und preßte den Griff des gesenkten Säbels krampfhaft an sich. Unterwürfiges, glückliches Entzünden lief plötzlich in einem kalten Strom über die Außenseite seiner Hände und Füße und bedeckte sie mit rauhen Stippen. Den Blick unverwandt auf das Gesicht des Korpskommandeurs gerichtet, dachte er, seiner kindlichen Gewohnheit gemäß bei sich selbst: „Die Augen des Schlachtengenerals ruhten mit Wohlgefallen auf der stattlichen, jehnigen Gestalt des jungen Leutnants.“

Der Korpskommandeur ritt auf diese Weise alle Rotten entlang und begrüßte jede. Hinter ihm bewegte sich seine Suite, eine bunte, glänzende Schar von ungefähr fünfzehn Stabsoffizieren auf schönen, wohlgepflegten Pferden. Komaschow sah auch sie mit denselben ergebenen Blicken an, aber vom Gesolge gab niemand auf den Unterleutnant acht: All diese Paraden, Empfänge mit Musik, diese Aufregung kleiner Infanterieoffiziere waren für sie etwas längst Gewohntes, höchst Langweiliges. Und Komaschow fühlte mit heimlichem Neide und Uebelwillen, daß diese hochmütigen Leute ein ganz besonderes, schönes, für ihn unzugängliches, höheres Leben lebten.

Aus der Ferne gab jemand der Musik ein Zeichen, mit dem Spiel aufzuhören. Der Korpskommandeur ritt in schnellem Trab vom linken Flügel zum rechten, und hinter ihm zog sich in einer wellenförmigen, bunten, gepuhten langen Reihe seine Suite. Oberst Schulgowitsch sprengte an die erste Rottel heran. Er zog die Zügel seines braunen Wallachs an, warf den diden Körper zurück und schrie in dem unnatürlichen, wilden, schrecklichen und schrillen Tone, den Feuerwehrrhauptleute bei einem Feuer an sich haben:

„Hauptmann Nadtschi! Zeigen Sie Ihre Rottel im Exerzieren!“

Zwischen dem Regimentskommandeur und Nadtschi

herrschte bei allen Uebungen ein beständiger, amüsanter Stimmenwehrtreit. Und jetzt konnte man sogar in der sechzehnten Rottel das prahlend-laute und metallische Kommando Nadtschis hören.

„Rottel, das Gewehr über! Geradeaus, vorwärts marsch!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Geburtstag.

Von Albert Deiballé. Autorisierte Uebersetzung.

Léon Grabuchat, Beamter.

Adrienne, seine Frau.

Adrienne (im Speisezimmer den Tisch abdeckend): „Wo mag er nur so lange steden? Vor gut einer Stunde hätte er zu Hause sein müssen! . . . Na warte! Wenn Du Dir einbildest, daß ich Dir noch etwas zu essen gebe! . . . Das wäre ja noch schöner! Das könnte dem Herrn so passen! Schließlich“ verlangt er noch, ich soll ihm sein Essen im Bett servieren: Nichts da! Prägnant um sieben Uhr wird gespeist! (Draußen wird die Korridorthür geschlossen.) Ah! Da ist er. Na, er soll was erleben!“

Grabuchat (eintretend): „Guten Abend, Liebchen!“

Adrienne: „Da bist Du ja!“

Grabuchat (mit den Augen den Tellern folgend, welche einer nach dem anderen im Büfett verschwinden): „Was machst Du da?“

Adrienne: „Du siehst ja! Ich dede ab!“

Grabuchat: „Aber warum?“

Adrienne (lampfberreit): „Warum? Nun, Du hast zu dieser späten Stunde natürlich schon gespeist? Und ich, weißt Du, wenn ich allein essen soll, lieber esse ich überhaupt nicht!“

Grabuchat: „Ja, aber . . . aber ich habe noch gar nicht gespeist!“

Adrienne: „Du hast noch nicht gespeist? Und Du glaubst, ich werde Dir jetzt . . .?“

Grabuchat (verjöhnlich): „So hör' doch, Liebchen! Ich habe mich verspätet — schön! Aber Du kannst Dir wohl denken, daß ich meinen Grund dazu habe. (Er nähert sich ihr.) Ahnst Du nicht den Grund?“

Adrienne: „Ich ahne nichts, absolut nichts! Und ich will auch nichts ahnen! Ich konstatiere bloß, daß Du um 6 Uhr Dein Bureau verläßt, daß Du spätestens um sieben hier sein mußt, daß die Uhr jetzt aber schon 8 $\frac{1}{4}$ zeigt.“

Grabuchat: „Oh! 8 $\frac{1}{4}$. . . Es ist fünf Minuten nach sieben.“

Adrienne: „Deine Uhr geht nach.“

Grabuchat: „Nein, nein, ich versichere Dir! Ich habe meine Uhr gestellt, als ich am Rathaus vorbeiging. Ich komme direkt . . . direkt . . .“

Adrienne (eine Serviette zusammenknüllend): „Das ist doch zu stark! Ich hörte acht schlagen, als Du die Korridorthür öffnete!“

Grabuchat: „Greifere Dich nicht, Liebchen! Ich sagte Dir doch, es hätte seinen Grund . . .“

Adrienne: „Das habe ich schon zweimal gehört. So sage doch endlich Deinen Grund!“

Grabuchat (mit einem breiten Lächeln): „Meinen Grund? Du tust gerade so, als ob Du nicht weißt, daß heute mein Geburtstag ist! Du hast mich doch selbst vorgestern daran erinnert.“

Adrienne: „Nun und?“

Grabuchat: „Nun und — heute früh lief ich ganz schnell und kaufte den Gürtel, den Du letzten Sonntag im Louvre gesehen hast, weißt Du, den Gürtel, der zu Deinem perlgrauen Kleid paßt. (Er zieht ein Paket aus der Paketotafche.) Da!“

Adrienne (ohne das Paket zu berühren): „Ei sieh' mal an! Am Morgen kaufst Du den Gürtel und am Abend mußt Du Dich eine geschlagene Stunde herumtreiben, bevor . . .“

Grabuchat: „Herumtreiben! . . . Das hat wieder seinen guten Grund! (Ein anderes Paket aus der Tasche ziehend.) Noch etwas für Dich!“

Adrienne: „Was ist denn das?“

Grabuchat (triumphierend): „Das ist eine Gänseleberpastete, die mein süßes Frauchen so gern isst!“

Adrienne (danach greifend und am Papier riechend): „Hm . . .“

Grabuchat: „Fein, wie? . . . Und was wünscht man seinem Männchen zum Geburtstage?“ (Er will sie küssen.)

Adrienne (hält zuerst die Wange hin, zuckt dann aber, wie von einer Natter gestochen, zurück): „Oh, Du riechst ja nach . . .“

Grabuchat (naiv): „Das ist die Gänseleberpastete.“

Adrienne: „Die Gänseleberpastete! . . . die Gänseleberpastete riecht nach Moschus!“

Grabuchat: „Nach Moschus?“

Adrienne: „Nach Moschus oder nach Patschuli!“

Grabuchat: „Nach Patschuli?“

Adrienne: „Spiele doch nicht den Unschuldigen! (würde-

voll). Wenn Du Dir schon solche Extratouren gestattest, mein Lieber, könntest Du wohl soviel Anstand besitzen, sie vor mir geheimzuhalten.

Grabuch at (erstarrt): „Was für Extratouren?“

Adrienne: „Du weißt, ich bin nicht eifersüchtig. Allein wenn Du die Absicht hattest, Dir nach dem Essen einen Glückwunsch zu holen von deiner . . . Du verstehst mich, nicht wahr?“

Grabuch at: „Wie? Ich hätte . . . Aber das ist ja Torheit! Das ist ja Wahnsinn! (auf den Tisch schlagend) Himmeldonnerwetter! Ich . . .“

Adrienne: „Dann erkläre mir . . .“

Grabuch at: „Was? Was soll ich Dir erklären? Ich mache mir Umstände, um Dich zu meinem Geburtstag zu überraschen, und Du bereitest mir solch einen Empfang! . . . Sprich! Was soll ich Dir erklären?“

Adrienne: „Warum Du nach Parfüm riechst.“

Grabuch at: „Woher soll ich wissen, warum ich nach Parfüm rieche? . . . Ein dummer Streich vielleicht . . . Wahrscheinlich einer von meinen Kollegen . . .“

Adrienne (spöttisch): „Na natürlich! Einer von Deinen Kollegen! . . . Das sind faule Ausreden, mein Lieber! So etwas kannst Du Deiner Großmutter erzählen! Aber ich bin weder Deine Großmutter noch ein Idiot. Es genügt, wenn einer im Hause ist!“

Grabuch at: „So! Ich wäre . . . Na vielleicht hast Du recht? Ich muß wirklich ein Idiot sein, wenn ich mich mit einer solchen Person wie Du . . .“

Adrienne (scharf): „Einer — was?“

Grabuch at: „Einer Viper, einer Schlange, einem Drachen wie Du . . . Aber sei ruhig! Ich will mich bessern. Ich will reinen Tisch machen . . . alles auslehren . . . alles . . .“

Adrienne: „Wirklich? Alles?“

Grabuch at: „Zawohl, alles! Und Dich zuerst!“

Adrienne: „Was Du sagst! Also Scheidung?“

Grabuch at: „Zawohl, Scheidung!“

Adrienne: „Und wann muß ich Dein Haus verlassen?“

Grabuch at: „Je früher, desto besser . . . Das ist Dir hoffentlich nicht unangenehm?“

Adrienne: „Mir? Im Gegenteil! Noch heute abend, mein Lieber, sollst Du von mir erköst sein.“

Grabuch at (trocken): „Sehr erfreut!“

Er promenierte während im Zimmer auf und ab. Adrienne begibt sich ins Nebenzimmer und lehrt mit Schreibzeug und Papier zurück. Sie setzt sich und schreibt mit zitternder Hand einige Zeilen. Grabuch at betrachtet sie verschohlen. Sie luvertiert den Brief, schreibt die Adresse und erhebt sich.

Grabuch at: „Ist es indiscret, zu fragen, an wen dieses Schreiben gerichtet ist?“

Adrienne: „Warum? Inwiefern interessieren Dich meine Angelegenheiten?“

Grabuch at: „Einfache Neugierde . . . Ich möchte den Namen desjenigen wissen . . .“

Adrienne: „Ich schreibe, an wen es mir beliebt.“

Grabuch at (brüllend): „Du wirst mir diesen Brief geben . . . und zwar sofort!“

Adrienne (entschlossen): „Nein!“

Grabuch at (erhebt drohend den Arm): „Sofort, sage ich Dir! . . . Du glaubst, Du kannst mir alles Mögliche bieten? Du täuschst Dich! Ich lasse mir nicht alles Mögliche bieten! . . . Zum ersten, zum zweiten, zum drittenmal — willst Du mir den Brief geben?“

Adrienne (eifrig): „Deine Wutausbrüche imponieren mir nicht . . . Trennen wir uns wenigstens in Frieden! Willst Du mich nicht hinauslassen?“

Grabuch at (heulend): „Den Brief!“ (Er packt sie am Handgelenk und entreißt ihr den Brief. Adrienne bricht weinend auf einem Stuhl zusammen.)

Grabuch at (die Adresse lesend): „An den Herrn Polizeikommissar . . .“ Was ist das? Was hast Du mit der Polizei zu tun? . . . (Er öffnet den Brief und liest mit wachsendem Erstaunen.) „Herr Kommissar, Sie werden meine Leiche in der Seine finden. Ich habe nicht durch Selbstmord geendigt. Der Urheber meines Todes ist Herr Léon Grabuch at, mein Gatte, der schon des öfteren, wenn ich mich von ihm trennen wollte, Mordversuche gegen mich verübt hat.“ . . . „Was bedeutet das?“

Adrienne: „Was das bedeutet? Sehr einfach! Ich stürze mich jetzt ins Wasser. Und wenn die Polizei diesen Brief erhält, wird man Dich des Mordes beschuldigen.“

Grabuch at: „Das willst Du tun?“

Adrienne: „Freilich!“

Grabuch at: „Du . . . Du . . . Aber das ist ja ungeheuerlich! Du hast also keine Empfindung dafür, daß das schrecklich, entsetzlich ist?“

Adrienne: „Man rächt sich, wie man kann.“

Grabuch at: „Wie man kann. (Er packt einen Stuhl.) Und wenn ich Dich jetzt auf der Stelle töte?“

Adrienne: „Du? Du bist zu feige! Du hast keinen Mut!“

Grabuch at: „Al Du glaubst, ich bin zu feige? Ich . . . ich . . . Wiederhole das noch einmal, und ich erwürge Dich!“

Adrienne: „Du bist zu feige! . . . O! glaubst Du viel-

leicht, mir Angst zu machen? Hahaha! Deine Drohungen mögen bei anderen ziehen; vielleicht bei denen, die Dich parfümieren, aber nicht bei mir!“

Grabuch at: „Nicht bei Dir? Nicht bei Dir? (sie schüttelnd) Nicht bei Dir?“

Adrienne: „Du tuft mir weh . . . Laß' mich los . . . Laß' mich los, oder ich schreie!“

Grabuch at (mit erhobener Hand): „Oh! Du . . . Du . . . (Aber statt die Hand auf seine Gattin niederfallen zu lassen, schlägt er sich plötzlich vor die Stirn, dreht sich zweimal um sich selbst, klatscht sich auf den Schenkel, bricht schließlich in ein schallendes Gelächter aus und wirft sich Adrienne zu Füßen). Rein, wahrhaftig! . . . Bin ich dumm! . . . Sind wir dumm! . . . Dieser Esel . . .“

Adrienne: „Welcher Esel?“

Grabuch at: „Ich hatte es ihm streng verboten . . . Ein wenig Wasser, bloß Wasser! Aber natürlich — die Herren tun doch, was ihnen beliebt . . . Freilich, freilich rieche ich nach Rosa! Dieser Esel von Friseur! Ich habe mir die Haare schneiden lassen. Bitte, rieche!“

Adrienne (sieh über den Kopf ihres Gatten neigend): „Ist das auch wirklich wahr?“

Grabuch at (zärtlich): „Ob es wahr ist? Aber selbstverständlich! — Du armes Kind! Solch ein dummer Streit! . . . Na, ich werde mich hüten, noch einmal zu diesem Friseur zu gehen!“

Adrienne: „Du siehst also, daß ich recht hatte? Wie immer! Ich sagte ja gleich, Du riechst nach Parfüm!“

Grabuch at (stürzt aus Bistret, nimmt Teller heraus und stellt sie auf den Tisch): „Nun aber Schluß! Sprechen wir nicht mehr davon! . . . Zu Tisch! Zu Tisch! Ich habe einen Varenhunger!“ —

Kleines feuilleton.

— Ueber den Krammetsvogel wird der „Frankf. Ztg.“ vom ersten Vorsitzenden des dortigen Vereins für Vogelichung geäußert: Geht man in diesen Tagen in den Straßen der Großstadt an Delikatess- und Wildbretbandlungen vorbei, so sieht man in den Schaufenster dieser Geschäfte eine Menge von armen, in ihrem eigenen Blute erstikten Vögeln zum Verkauf anhängen, die als „Krammetsvögel“ verkauft werden, in Wirklichkeit jedoch gar keine sind. Alle Artikel, Reden und Petitionen, den grausamen „Dohnenstiege“ oder Krammetsvogel abzu schaffen, d. h. von Staats wegen gänzlich zu verbieten, haben bis jetzt nichts genutzt. Das Abgeordnetenhaus hat beim Veraten des Wildschonengesetzes im vergangenen Jahre den Massenfang unserer nützlichsten Vögel bestehen lassen und außerdem noch den Krammetsvogel zur Niederjagd eingereiht. Er ist für die Zeit vom 20. September bis 1. März zum Abschuss freigegeben. Was ist nun eigentlich der Krammetsvogel? Der Krammetsvogel oder die Wacholderdrossel (*Turdus pilaris*) ist in Deutschland nur vereinzelt Stand- und Brutvogel, sein eigenes Gebiet und seine Heimat ist der hohe Norden (Schweden, Norwegen, Rußland bis Sibirien), wo er bis zur Baumgrenze (der verkrüppeltesten Biele) jährlich zweimal nistet, und von wo aus er Ende Oktober den Zug nach milderen Gegenden aufnimmt; er treibt sich dann in wärmeren Klimaten bis zum südlichen Europa herum — Sardinien dürfte wohl der südlichste Punkt seiner Winterstationen sein — nährt sich schlecht und recht von Beeren aller Art sowie von Gewürm, das er längs der Flüsse findet, und nimmt im Frühjahr den Rückzug nach seinem Brutort, dem Norden. Es ist also nicht möglich, vor Ende Oktober diesen „geschätzten Lederbissen“ in Massen zu bekommen, denn was nicht da ist, kann nicht gefangen werden. Der sogenannte Dohnenstiege ist aber schon am 20. September ab erlaubt. Die nach Tausenden zählenden langsam erwürgten Vögel, die zu dieser Zeit auf den Markt kommen, sind also keine Krammetsvögel, sondern es sind zu 60 Proz. Singdrosseln (*Turdus musicus*); unsere Sangeskönigin des Waldes, 20 Proz. bestehen aus Rotdrosseln (*Turdus iliacus*) und der Rest setzt sich aus Ringdrosseln (*Turdus torquatus*), Misteldrosseln (*Turdus vicivorus*) und Amjeln (*Turdus morala*) zusammen. Alles wird erwürgt, nur keine Krammetsvögel! Beim ersten Herbstnebel, wo Tausende der mörderischen Schlingen mit Ebereschäben geblüht, an Bügeln angebracht sind, jagen wir also in eigenen Walde, d. h. fangen und töten wir, eines kleinrr Gaumenfingers wegen, unsere eigenen nützlichen Vögel! U. da wundert man sich noch über die Insektenepidemien, über die massenhafte Auftreten der Kiefernspinner, der Projektionsraupe, der Rönne usw., die jetzt die vielbelaagten großen Verkehrungen aufrichten. Schlimm genug ist es, daß die obengenannten gefiederten Sänger gefangen werden; schlimmer noch aber ist es, daß sich an den Schlingen auch ein großer Teil Dompfaffen, Kottelchäten, Finken, Meisen zu Tode zappeln, also die Hauptinsektenvertilger, die allernützlichsten Vögel müssen in den Schlingen ebenfalls ihr Leben lassen; die toten Tiere werden dann als unbrauchbar und wertlos einfach weggeworfen. Ich habe mich vor vielen Jahren im Harze wiederholt davon überzeugen müssen, und wer die armen Tiere hat sterben sehen, der wird der Appetit nach solchen „Krammetsvögeln“ für immer vergehen. Ein verhältnismäßig mildes Schicksal trifft den Vogel, der direkt die Schlinge um den Hals bekommt, denn dann dauert wenigstens die Qual nur eine kurze Frist, aber wie viele dieser armen Geschöpfe fangen sich im Ober- oder Unterhaken am Zungenbändchen,

ober an den Weinen. Sie müssen sich dann bis zum Abend unter den größten Schmerzen abzappeln, bis ihr „Erlöser“ kommt, um ihnen vollends durch einen Druck auf den Schädel oder Hinwerfen auf den Boden den Garaus zu machen. Wir schimpfen stets auf die Schwalben- und Lerchenfänger in Italien, aber wir vernichten unsere eigenen nützlichen Stäubvögel, während der Südländer nur die durchziehenden Vögel tötet, deren Nutzen meist anderen süd- oder nördlich gelegenen Ländern zugute kommt. Vor einigen Jahren wurde in Preußen von seiten des Landwirtschaftsministers bei den Forstverwaltungen eine Umfrage nach der ungefähren Menge der gefangenen Drosseln gehalten; die Zusammenstellung verzeichnete über eine Million dieser armen Tiere, wovon kaum 1 1/2 Prozent auf die echten Krammetsvögel kommt, das übrige sind in der Hauptfache Singdrosseln, Rotdrosseln, Amseln, Schild- und Misteldrosseln. —

h. Berauschte Pflanzen. Berauschte Menschen zählen zu den alltäglichen Erscheinungen, berauschte Tiere sind schon etwas seltener, aber berauschte Pflanzen — so etwas gibt's doch wohl gar nicht! Oh, doch. Seit etlichen Jahren gibt es alljährlich im Herbst eine nicht unbedeutliche Anzahl berauschter Pflanzen zu sehen. Das heißt, zu sehen ist an solchen Pflanzen eigentlich nichts, denn sie unterscheiden sich im äußeren nicht im mindesten von „nüchternen“ Pflanzen. Das ist zunächst ein Vorteil, der den Rausch der Pflanzenwelt dem Menschenrausch gegenüber vorteilhaft auszeichnet; ein weiterer Vorteil des Pflanzenrausches besteht darin, daß seine Folge-Erscheinungen recht liebliche und angenehme sind, was man beim Menschen nicht zu finden pflegt. Wenn wir im Herbst einen Blick in das Schaufenster einer besseren Blumenhandlung werfen, so werden uns hier sicherlich blühende Flieder- oder Schringebänne auffallen; eben diese Pflanzen sind es, die einmal „einen Rausch gehabt“ haben.

Die Sache verhält sich folgendermaßen: Durch ein geeignetes Kulturverfahren werden die Pflanzen in den Gärtnereien im Spätsommer zur vorzeitigen Ruhe veranlaßt, es wird Sorge getragen, daß die Pflanze schnellstens ihre Vegetation beendet und die Blätter abwirft. Sodann kommen die Pflanzen in einen luftdicht verschließbaren Kasten, in welchem gleichzeitig ein bestimmtes Quantum Aether oder Chloroform in einem offenen Gefäß aufgehängt wird. Hierauf bleibt der Kasten eine gewisse Zeit geschlossen, während welcher der Aether verfliegt und durch die Poren des Pflanzenkörpers in diesen eindringt. Jetzt ist der Rausch der Pflanzen fertig; nun kommen die Pflanzen, noch bevor sie wieder nüchtern werden, in das Treibhaus, wo bei geringerem Wärmeverbrauch und in kürzerer Zeit die Blumen hervorbekommen, als bei solchen Pflanzen, die diesem Verfahren nicht unterworfen wurden. Diese Aetherbehandlung, welche ohne große Kosten und ohne viele Mißbrauch-Aufwendung möglich ist, bedeutet mithin für den Gärtner eine wesentliche Ersparnis an Heizmaterialien und an Zeit. Darum hat sich das Verfahren in der Praxis schnell eingebürgert und wird heute allgemein gehandhabt, trotzdem seit der Entdeckung der eigenartigen Wirkung des Aethers auf die Pflanzen erst wenige Jahre ins Land gegangen sind.

Was sagt nun die Wissenschaft über den Rausch der Pflanzen, der, in des Wortes enger Bedeutung, so schöne Blüten zeitigt? Im Pflanzenkörper findet ein ständiger Stoffwechsel statt, auch dann, wenn die Vegetation ruht. Zucker und stickstoffhaltige Körper werden in Stärke und Eiweiß umgebildet, und diese Körper werden wieder in die Ursprungsstoffe gespalten. Die Umbildung von Zucker in Stärke wird als Kondensation, die Spaltung der Stärke in Zucker als Hydrolyse bezeichnet. Eine Zeitlang halten beide Stoffwechselmethoden einander die Wage, sobald sich aber die Ruheperiode des betreffenden Pflanzenkörpers ihrem Ende nähert, die Pflanzenvegetation also wieder beginnen will, so überwiegt die Hydrolyse. Durch die Einwirkung der Aetherdämpfe wird die Kondensation gehemmt und die Hydrolyse gefördert. Wenn also das gezeichnete Verfahren zur richtigen Zeit angewandt wird, so muß eine Beschleunigung der Ruheperiode herbeigeführt werden. Auf diesem Umstand beruht die Anwendung und die Wirkung der Aetherbehandlung. —

Geologisches.

— Man hat das Erdbeben in Kalabrien zu den Ausbrüchen des Stromboli in Beziehung gebracht. Demgegenüber erklärt, wie wir der „Täg. Absh.“ entnehmen, der französische Geolog Lacroix, der durch seine Beobachtungen am Vulkan von Martinique weiteren Kreisen bekannt geworden ist, in einer Zuschrift an die Pariser Akademie, daß das Erdbeben zweifellos tektonischer Natur gewesen, d. h. durch Zerreißung und Verschiebung gespannter Teile der Erdkruste zustande gekommen sei; eine gleichzeitige stärkere Tätigkeit der Vulkane Süditaliens sei nicht beobachtet worden. Auch auf der Insel Stromboli ist durch das Erdbeben viel Schaden angerichtet worden, wenn auch keine Verluste an Menschenleben zu beklagen sind. Wenige Häuser sind unbeschädigt geblieben, die meisten zeigen mehr oder weniger zahlreiche Risse, und einige Mauern sind eingestürzt. Im Innern der Insel fand Lacroix zahlreiche und tiefe Erdspalten, darunter einige von einer Meter Breite und einigen zwanzig Meter Länge; bedeutende Einstürze sind oder werden an diesen Spalten nächstens noch eintreten. Mit den starken Wirkungen des Erdbebens war aber keine erhöhte

Tätigkeit des Vulkans verbunden. Die gegenteiligen Angaben führt Lacroix darauf zurück, daß acht Tage vor dem Erdbeben, am 30. August, ein heftigerer Ausbruch stattgefunden hatte. Seitdem aber habe der Vulkan seinen gewöhnlichen Tätigkeitszustand gezeigt. Bei einer am 24. September ausgeführten Besichtigung konnte Lacroix die für den Vulkan eigentümlichen Explosionen aus einer Entfernung von 150 Meter beobachten. Von den verschiedenen Krateröffnungen, die seit einigen Jahren festgestellt worden sind, war nur eine in heftigerer Tätigkeit. Dort folgten sich in kurzen Zwischenräumen kleine Explosionen, die ein fast unmerkliches, aber in kurzen Abständen aufsteigendes Rollen hervorriefen und in ebenso gleichmäßiger Folge kleine Dampfswolken entstehen ließen. Dazwischen traten hin und wieder große Explosionen ein, die von furchtbarem Knallen begleitet waren und mehr oder weniger große Lavamassen nach außen führten. Durch die fast ausschließlich flüchtige Beschaffenheit der Auswurfstoffe unterschied sich diese Tätigkeit des Vulkans sehr von den großen Ausbrüchen, bei dem der Stromboli hohe, mit Asche beladene Dampfssäulen ausstößt; auch der Vulkan von Martinique zeigt ein ganz anderes Verhalten, da er fast nur feste Stoffe, Blöcke, Kapilli und Staub mit mächtigen Dampf- und Gasmassen ausstößt. —

Humoristisches.

— **Kurzer Prozeß.** Der Semestersehluß naht. Wie gewöhnlich wollen auch diesmal wieder eine ganze Anzahl Studenten früher in die Ferien aus allen möglichen Gründen, die sie dem Dekan der Fakultät vortragen. Als er ein paar Entschuldigungen gehört hat, sagt er kurz entschlossen: „Diejenigen Herren, deren Großmutter gestorben ist, auf die rechte Seite, diejenigen, deren Schwester Hochzeit macht, auf die linke Seite treten.“ —

— **Aus der Schule.** Lehrer: „Warum soll man jemand, der uns auf die rechte Wange schlägt, auch die linke reichen?“

Schüler: „Damit's mehr kostet!“ —

— **Münchener Kindl.** Was möchtest dann amal werden, Maxl?“

„Schutzmam!“

„Et, warum denn?“

„Die kriegen immer gut eingesehnt!“ — („Jugend“).

Notizen.

— **Heinz Tobotes** Junggeselldrama „Ich lasse Dich nicht“ wird ins Italienische und Dänische übersetzt. —

— **Erfolg** hatten bei der Uraufführung: „Die heilige Elisabeth“, Trauerspiel von Fritz Lienhard, am Hoftheater zu Weimar, „Der Letzte“, ein fünfaktiges Fischerdrama von Paul Gottschall, im Stadttheater zu Altona. —

— **Einen gelinden Durchfall** erlebten: Marie Madeleine's Bühnendichtung „Das biblische Liebe“ im Intimen Theater zu Nürnberg, Tschirikow's Schauspiel „Die Juden“ im Münchener Schauspielhaus. —

— **Richard Strauß' Oper** „Salome“ ist von der Wiener Hoftheaterzensur „aus Religiositäts- und Moralgründen“ verboten worden. Jetzt bewirbt sich die Wiener Volksoper um das Ausführungsrecht. —

— **Ein ungeheurer Sonnenfleck** ist gegenwärtig auf der Mitte der Sonnenscheibe zu sehen. Im Fernrohr zerfällt das Gebilde in über vierzig Einzelstücke, deren Gesamtumdehnung gleich ist dem sechsfachen des Erddurchmessers. —

— **Der Beobachter am Säntisobservatorium** (Schweiz) maß am 21. Oktober schon eine Höhe der Reuschneedecke von 210 Zentimeter bei 14 Grad Kälte. Seit am Säntis meteorologische Beobachtungen gemacht werden, ist solches nie vorgekommen. —

— **Von allen Metallen** schmilzt am schwersten das Tantal (2250 Grad), dann folgt das Iridium (zirka 2000 Grad), das Niob (1950 Grad), Platin (1782 Grad), Vanadium (1680 Grad), reines Kupfer (1084 Grad), Gold (1064 Grad), Silber (632 Grad) und Antimon (629 Grad). —

— **u. Hochöfen und Luftfeuchtigkeit.** Um zu verbrennen, verbinden sich unsere Brennmaterialien mit dem in der Atmosphäre verbundenen Sauerstoff; es muß also den Feuerungsanlagen stets genügend Luft zugeführt werden — das ist allgemein bekannt. Die zugeführte Luft enthält aber stets mehr oder weniger Feuchtigkeit, das heißt Wasserdampf, und um ihn, wie es in der Hitze geschieht, in ihre chemischen Bestandteile zu zerlegen, wird Wärme gebraucht, die also ihren eigentlichen Zweck, der Ofenheizung, entzogen wird; bei den mit Stoks geheizten Hochöfen machte sich dieser Verlust so sehr bemerkbar, daß man sich entschloß, Abhilfe dagegen zu suchen. Man baute große Kühlanlagen, durch die die Luft wandern muß, und in ihnen gefror die in ihr enthaltene Feuchtigkeit zu Schnee und Eis, so daß die Luft trocken an die Köhlen des Ofens gelangte. Die früher zur Verjüngung der Feuchtigkeit angewandte Wärme war so bedeutend, daß nach Anlage der Kühlanlagen nicht weniger als 20 Prozent der verbrauchten Stoksmenge gespart wurden. —